

BUCHBESPRECHUNGEN – NEUE LITERATUR

Schule am Wildbach – ein Oberstufenprojekt

Thomas Stöckli/Rudolf Wepfer (Hrsg.):
Die Schule am Wildbach, Jugend und Bildung im Strudel einer Neugeburt. DM 38,-. Verlag am Goetheanum, Dornach 1997

Daß eine Schule ihre Oberstufe der beruflichen Bildung gegenüber öffnen kann, liegt von Anfang an als Keim in der Waldorfpädagogik begründet: Neben der Allgemeinbildung sollten immer schon grundlegende Qualitäten des Berufslebens, Handfertigkeiten, vorausschauende Planung einer Produktion bis hin zu Wirtschaftlichkeitsberechnungen veranlagt werden.¹ So gründete die Freie Waldorfschule am Kräherwald in Stuttgart bereits 1947/48 einen lebenskundlichen Zweig mit dem Ziel einer beruflichen Grundbildung in Hauswirtschaft und Werken. Die Nürnberger Rudolf-Steiner-Schule folgte der gleichen Intention und bot schließlich sogar vollständige Lehrausbildungen in eigenen Werkstätten an. Noch markanter profilierten sich in dieser Richtung die Hibernia-Schule in Wanne-Eickel und die Freie Waldorfschule Kassel.

Können solche Beispiele anregend wirken in einer Bildungslandschaft, in der die Kluft zwischen Schule und Berufswelt »von Tag zu Tag immer größer« wird, wie der »Spiegel« (26/1997) schreibt? Es heißt

dort, eine ganze Generation dränge auf den Arbeitsmarkt – und müsse tagtäglich erfahren, daß sie unerwünscht sei. Gefordert wird von denjenigen, die in eine Berufsausbildung streben, »ein Höchstmaß geistiger Beweglichkeit« (Hubert Markl, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft). Genau die werde aber in deutschen Schulen nicht trainiert.

Vielleicht ist es noch nicht in ausreichendem Maße gelungen, die unterschiedlichen Oberstufenkonzepte deutscher Waldorfschulen bekannt zu machen. In der Schweiz findet dagegen eine neue Form von Unterricht im Zusammenhang mit beruflicher Bildung erhebliche Beachtung. Unter der Überschrift »Portrait eines bemerkenswerten Schulversuchs« behandelt ein Artikel der »Neuen Zürcher Zeitung« (am 19. September 1996) den »neuen Schultyp, der in der Grundkonzeption eine so umfassende Allgemein-, Berufs- und Persönlichkeitsbildung anstrebt, daß er für das ganze schweizerische Schulsystem Signalcharakter haben könnte.«

Gemeint ist die »Regionale Oberstufe Jurasüdfuß«, eine gemeinsame Einrichtung der drei Rudolf-Steiner-Schulen von Solothurn, Biel und Langenthal in Zusammenarbeit mit annähernd 100 Wirtschaftsbetrieben ihrer Region.

Anregend ist aber nicht nur das Beispiel, das hier mit einem schlüssigen Konzept und vielfältigen Erfahrungsberichten in Erscheinung tritt. Genauso interessant ist auch das Buch über den neuen Schulversuch, das gerade vorgelegt wurde. In

¹ Stefan Leber (Hrsg.): *Waldorfschule heute*, Stuttgart 1994, S. 35

seiner ganzen Darstellungsweise (nicht nur im Inhalt) ist es nämlich unmittelbar Ausdruck von geistiger Beweglichkeit und einem Lebensmut, von dem der Leser sich gerne anstecken läßt. Herausgegeben von zwei Lehrern, ist die Publikation doch vor allem das Werk eines Schülerpaares (Matthias Fluri und Michael Rothen), das damit eine Abschlußarbeit an der Rudolf-Steiner-Schule realisiert hat.

Enthalten sind darin eine Fülle unterschiedlichster Texte, Bilder und Materialien: Unter der Überschrift »Die Quellfassung« wird in Analogie zu einer Kanufahrt im Wildwasser die Vorgeschichte der Regionalen Oberstufe einschließlich der Grundkonzeption dargestellt. »Drei Schulen und ihre Schüler« heißt der Teil, in dem der Leser mit den besonderen Merkmalen der Basisschulen und biographischen Versatzstücken der »Pionierschüler« des neuen Projekts bekannt gemacht wird.

Es folgen Eindrücke aus dem Schulunterricht des ersten Arbeitsjahres, und Bilder und Berichte aus den Berufspraktika geben Einblick in so unterschiedliche Bereiche wie: Weberei, Alters- und Pflegeheim, Steinhauer-Werkstatt, Bühnenbilder, Landwirtschaft, Mitarbeit im Asylbewerberheim, Hauswirtschaft und Zirkusbau (womit noch nicht alle Praktikumsstätten des ersten Jahres berücksichtigt sind).

Es schließt sich eine Darstellung besonderer Aktivitäten in der 12. Klasse an, bevor insbesondere von einigen Lehrern »über die Jugendbildungspraxis nachgedacht« wird.

Den Abschluß bilden schließlich ein Ausblick in die Zukunftsaufgaben und ein Dokumentationsteil, aus dem der interessierte Schulplaner mancherlei Detailinformationen erhält.

Man könnte diese Zusammenstellung als eine »Collage« bezeichnen, da die verschiedenen Beiträge sehr unterschiedliche Bedürfnisse befriedigen. Da sind auf der einen Seite zwei grundlegende konzeptionelle Beiträge von Erich Hunziker und weitere von Thomas Stöckli und Rudolf Wepfer. Hinzugefügt sind Darstellungen und Überlegungen von Lehrern und Schülern, wobei die drei Schul- und 15 Schülerporträts ein lebendiges und buntes Bild einer bisher einmaligen Schulklasse ergeben.

Auch alle Mitautoren werden durch Kurzbiographien vorgestellt. Dabei ist der Erkenntnisgewinn für den Leser nicht an jeder Stelle zu entdecken. Aber das Buch fordert dazu heraus, je nach Interesse hier oder dort hinzuschauen und dabei doch eine Vielzahl fruchtbarer Denkanstöße und sehr bemerkenswerter Erfahrungsberichte zu finden.

Der Optimismus und die Lebenskraft der Schüler entspricht einer Lebensstimmung des Jugendalters, die schon längst nicht mehr allgemein anzutreffen ist. Und schon diese Tatsache macht neugierig auf die Lern- und Lebensform, aus der heute solche Zuversicht hervorgehen kann.

Für ein Verständnis der Entstehungsgeschichte ist nun die Kenntnis spezifischer Standortbedingungen in der Schweiz vonnöten. Durch eine ausschließlich freie Finanzierung ohne jede staatliche Hilfe sind die Klassen in Schweizer Waldorfschulen oft sehr klein. Insbesondere war es an vielen Orten wirtschaftlich nicht möglich, eine eigene Oberstufe zu installieren. Die drei genannten Schulen schlossen sich deshalb zusammen, um eine gemeinsame 11. und 12. Klasse einzurichten. Die relative Autonomie gegenüber den Basisschulen legte es nahe, ein eigenständiges, neues Konzept zu entwickeln.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß in der Schweiz – bedingt durch besondere Anforderungen in der Reifeprüfung (Matura) – viele Schüler vorzeitig auf ein Gymnasium wechseln. »Die Folgen sind bekannt: Unruhe und Aufbruchstimmung bei den verbleibenden Schülerinnen und Schülern, Klassenschließungen oder -zusammenlegungen, Veränderungen des Klassenniveaus und so weiter.« (S. 33)

Gerade diesen verbleibenden Schülern mit ihrer Schulunlust und den drängenden inneren Fragen nach der eigenen Identität sollte das neue Konzept gerecht werden. Angesichts großer ungelöster Probleme in der Gesellschaft ihrer Eltern- generation soll »der Berufslehrgang, das Praktikum in der Regionalen Oberstufe (...) dem Schüler den Zusammenhang geben und ihm die Furcht vor persönlichen Antworten nehmen. In selbständigem und selbstverantwortlichem Arbeiten und Lernen in Schule und Beruf, in gemeinsamen Gesprächen soll er zu einer neuen Selbsteinschätzung gelangen – zum Bewußtsein, eine unbedingte Berechtigung, eine dankbare Aufgabe im Gesellschaftsleben zu haben.« (S. 45)

Durch die Kombination von 3 Wochentagen in der Schule mit Waldorf-Lehrplan und 2 Tagen im Betrieb unter Anleitung der Lehrmeister werden die in der modernen Berufswelt notwendigen Fähigkeiten veranlagt. Während die Praktika intensiv in einen neuen Erlebnisbereich einführen, dient der Berufswahl-Vorbereitungsunterricht dazu, die »richtigen« Fragen im Hinblick auf die eigene Berufsfindung zu formulieren. Die Schülerinnen und Schüler lernen, Extreme und Spannungen zu erfahren, auszuhalten und daran zu wachsen, sie werden angeregt, erreichba-

re Visionen ihrer eigenen künftigen Möglichkeiten zu finden.

Daß es sich bei den ersten Gehversuchen des neuen Unterrichtskonzepts eigentlich um eine Wildwasserfahrt handelte (im Titel heißt es »Jugend und Bildung im Strudel einer Neugeburt«), kommt besonders deutlich im Bericht über die ersten Schultage zum Ausdruck. So hitzig und intensiv muß es da in den Auseinandersetzungen über neue Arbeitsformen zugegangen sein, daß sich der Leser auch rückblickend noch in die Unsicherheiten und Spannungen mit einbezogen fühlt. Aber wenn er dann manche gefährlichen Untiefen und drohende Klippen im Strom mit umschiffen durfte, nimmt er schließlich erleichtert die ermutigende Erfahrung zur Kenntnis: »In den regelmäßig durchgeführten Schüler-Lehrer-Lehrmeister-Konferenzen der Regionalen Oberstufe in Solothurn kann die Feststellung gemacht werden, mit welchem Selbstbewußtsein sich die Jugendlichen zu anstehenden Problemen äußern und mit welcher Selbständigkeit die meisten Schüler und Schülerinnen in Kauf nehmen, was an Aufgaben und Unbekanntem in der Berufswelt auf sie zukommt. Das unverdorbene Interesse an den Dingen der Welt, an der Sache selbst sowie das bemerkenswerte soziale Engagement, welches im weiteren an diesen Schülerinnen und Schülern auffällt, bilden letztlich die Qualifikationen zum erfolgreichen Bestehen der auf sie zukommenden Aufgaben und Prüfungen.« (S. 169)

Das vorliegende Buch selbst ist ein gutes Beispiel für das Selbstbewußtsein und die Selbständigkeit der beiden Oberstufenschüler vom Jurasüdfuß.

Peter Loebell

Das Hell-Dunkel-Buch

Michael Martin: Hell-Dunkel erleben und gestalten. Ein Übungsbuch. Herausgegeben von der Pädagogischen Sektion am Goetheanum. Mit einem Geleitwort von Heinz Zimmermann. 280 S. mit 330 Abb., geb. DM 64,-. Verlag am Goetheanum, Dornach 21997

Das Hell-Dunkel-Buch von Michael Martin, jetzt in 2. Auflage erschienen, ist aus mehreren Gründen einer wiederholten Beachtung wert:

1. Der Verfasser führt den Leser in einen hochinteressanten Bereich ein, der sich zwischen den Gegensätzen Schwarz und Weiß auftut, und läßt ihn erleben, welcher Reichtum an Hell-Dunkel-Nuancen entsteht, wenn das grelle Weiß stufenweise abgeschattet und das tiefe Schwarz allmählich aufgehellt wird. Die zahlreichen Abbildungen von Zeichnungen des Autors geben einen lebendigen Einblick in die Fülle der Gestaltungen und Stimmungen, die dadurch ermöglicht wird. Und das alles in einer streng und konsequent durchgeführten Schrägschraffur, wie sie Rudolf Steiner angeregt hat und die hier mit einem besonders ausgeprägten künstlerischen Feinsinn angewendet wird. Daß es nicht so schwer sein kann, mit schwarzer Kreide festes Gestein und ragende Felsen zu zeichnen, wird man gerne glauben. Doch wie ist es möglich, mit demselben schwarzen Stift auch Pflanzen in ihrer Lebendigkeit und Tiere in ihrer Beweglichkeit zu zeichnen, aber auch Vögel im Luftelement und Fische im strömenden Wasser und das spiegelnde Licht auf der Wasseroberfläche? Besonders faszinierend ist es zu sehen, wie ein flackerndes Feuer und sogar eine Schneelandschaft erst durch sorgfältig gesetzte Schwarzschräf-

fur entsteht. Und dann die menschliche Gestalt und das menschliche Antlitz in ganz unterschiedlich individueller Ausprägung. Daß die Hell-Dunkel-Technik sich auch für die Darstellung übersinnlicher Wesen als besonders geeignet erweist (etwa Motive aus dem Weihnachts- und Ostergeschehen), wird an mehreren Beispielen deutlich.

2. Ein weiterer Bereich tut sich auf, indem der Verfasser den Leser ermuntert und sorgfältig dazu anleitet, das, was er in Wort und Bild kennen gelernt hat, nun auch einmal selbst anzuwenden und zunächst ganz einfache Hell-Dunkel-Motive selbst zu gestalten. Die Kunst des Zeichnens hat ja in der Handhabung des Materials auch eine sehr praktische Seite, und hier zeigt sich das handwerkliche Geschick und die pädagogische Erfahrung einer jahrzehntelangen Tätigkeit als Werk- und Kunstlehrer an der Nürnberger Waldorfschule, aus der der Autor das Zwiegespräch mit dem Leser schöpft. Es wird sehr deutlich, welchen erzieherischen und selbsterzieherischen Wert solche Bemühungen sowohl für Jugendliche in den Oberstufenklassen haben können wie auch für Erwachsene, die sich aus eigener Initiative damit beschäftigen.

3. Mit diesem Hinweis ist schon ein dritter Bereich angesprochen, denn das Buch ist wirklich ein Übungsbuch, weil es nicht nur dazu einlädt, das lebendige Betrachten und das eigene Tun zu üben, sondern weil es darüber hinaus auch auf die geistig-moralische Seite der Hell-Dunkel-Erscheinungen eingeht. Ist es nicht eine Art »offenbares Geheimnis«, wenn man erkennt, daß es möglich ist, durch Dunkelheit Helligkeit zu erzeugen, ja, daß die Schwärze notwendig ist, um auf dem Papier Licht entstehen zu lassen? Und so schließen sich weitere Kapitel an, in denen

die schon leise aufgetretenen Fragen behutsam-gründlich besprochen werden: Licht und Schatten in Natur und Kosmos, Licht und Finsternis in Weltenschöpfung und Weltenwerden, auch Denken und Wollen und Gut und Böse im Menschenwesen und in der Menschheitsentwicklung. – Durch diese Gedanken bereichert, mag man dann erneut an die Betrachtung der Abbildungen und an die eigenen Gestaltungsversuche herangehen.

Sehr hilfreich ist es, daß die Textstellen (besonders aus dem Gesamtwerk Rudolf Steiners), auf die sich der Verfasser im Laufe seiner Darstellung bezieht, nicht nur als Quellenangaben in den Anmerkungen verzeichnet sind, sondern daß viele dieser Texte im Anhang abgedruckt sind, so daß man den genauen Wortlaut auch längerer Passagen bequem zur Hand hat.

Man möchte dem wertvollen Buch eine weite Verbreitung wünschen.

Reinhard Fiedler

Zum Oberuferer Weihnachtspiel

Matthias Karutz: Ir liabn meini singa ... Anregungen zum heutigen Verständnis der Oberuferer Weihnachtsspiele. 134 S., kart. DM 26,-. Verlag Urachhaus, Stuttgart 1997

In einer Zeit rasanter Veränderungen wie der unsrigen ist es sicher notwendig, da, wo Zeitlos-Gültiges sich ausspricht, genau und achtsam hinzuhören und dem so Wahrgenommenen mit einem immer wieder neu errungenen Verständnis zu begegnen. Für den, der sich in diesem Sinne mit den Weihnachtsspielen aus Oberufer beschäftigen möchte, wird das Buch von Matthias Karutz nicht nur anregend, son-

dern auch in vieler Hinsicht eine wesentliche Hilfe sein. Ja, es kann sogar demjenigen einen Zugang zu diesen Spielen eröffnen, der bis jetzt mit ihnen noch wenig anzufangen weiß.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert – in Ansprachen und Aufsätze, von denen zwei schon früher veröffentlicht wurden.¹ Eine tiefe und auf reiche Erfahrung gegründete Verbindung mit den Spielen ist das ganze Buch hindurch deutlich spürbar. Ist es aber richtig, Ansprachen so aufzunehmen, wie sie einmal in den letzten Jahren gehalten wurden? Es war ja ihre Aufgabe, die Aufmerksamkeit der meist mit noch vielerlei beschäftigten Menschen im Zuschauerraum nun ganz auf die Aufführung der Spiele hinzulenken. (Das gilt natürlich besonders für die Schüleraufführungen.) Dieser lebenspraktische Bezug, der nun für das Buch entfällt, zeigt sich jedoch in einer Weise, die auch den Leser unmittelbar anspricht. Es werden ihm nämlich ganz wesentliche Motive, deren Aktualität nicht geringer geworden ist, lebendig und konzentriert und immer prägnant formuliert vor Augen geführt. Einige von ihnen seien hier genannt: Friede und Unfriede; Vertreibung und Flucht; Egoismus und schenkende Hingabe; helfende und hemmende geistige Mächte; die Spiele als Trilogie der Freiheit; das alles erneuernde Christus-Licht und seine Spiegelung durch die Gestalten der Spiele, in denen wir uns selbst wiederfinden können. Diese Gestalten erweisen sich als Urbilder menschlichen Seins.

Immer wieder enden die Ansprachen mit einer Frage. Das ist sicher kein Zufall; denn wer fragt, will etwas in Bewegung

1 »Vom Thron«, in: »Erziehungskunst«, Dezember 1990; »Stock und Stab«, in: Freie Waldorfschule am Kräherwald, Mitteilungen, Weihnachten 1994

bringen – beispielsweise einen Denkprozeß –, und eine Dynamik in diesem Sinne kennzeichnet die Ansprachen insgesamt.

Der zweite Teil ist der ausführlichere, er ist mit sehr schönen, das Verständnis unterstützenden Abbildungen versehen.

Durch die beiden ersten Aufsätze werden uns Dinge ins Bewußtsein gerückt, die wir oft kaum beachten. Der Hocker der Maria oder das Zepter des Herodes scheinen ja nichts Bemerkenswertes zu sein. Der Autor bringt hier einen Prozeß des Umdenkens in Gang. Ausgehend von einer sehr genauen Betrachtung des jeweiligen Gegenstandes – von Hocker, Stuhl und Thron; von Stock, Stab und Zepter führt er uns hin zu menschenkundlichen und menschheitlichen Zusammenhängen. Die einfachen Requisiten gewinnen überraschendes Leben, ihre eigentliche Bedeutung wird erkennbar. Dadurch fällt wiederum Licht auf die Gestalten, zu denen sie gehören, z. B. auf das Wesen der Heiligen Drei Könige, die ihre Stäbe, »Mahnmale des Aufrechten und der Aufrichtigkeit«, immer mit sich führen. Der Aufsatz »Die Sternschere« bringt viel Interessantes und zugleich Wesentliches über diese »Urerfindung« der Menschheit. Der Blick wird geschärft für den Wandel in der Art der technischen Erfindungen des Menschen – ein Wandel, der unmittelbar unsere Zukunft betrifft. Es ist beeindruckend zu sehen, wie die Sternschere »in allereinfachster Weise« Abbild des gewaltigen rhythmischen Geschehens im Weltenganzen ist.

Ein weiterer Aufsatz arbeitet feinsinnig heraus, wie bei allen drei Spielen die Umgänge der Kumpanei unverzichtbares Element der künstlerischen Gestaltung sind und wie durch sie zugleich die Spiritualität dieser Spiele in besonderer Weise er-

fahren werden kann. Das stille, aber alles durchstrahlende Zentrum der Weihnachtsspiele, die Geburt des Kindes im Stall zu Bethlehem, kommt durch die Umgänge in ganz anderer Weise zum Erleben als durch das übrige Spiel. Die inneren Prozesse, die der rhythmische Wechsel zwischen Bühnengeschehen und Umgängen hervorruft; das »Element des Zeitenwebens«, das durch die auf Vergangenes und Zukünftiges weisenden Gesänge der Kumpanei entsteht; die Bedeutung des gemeinsamen Schreitens, in dem »ein uraltes Motiv des Tanzes« nachklingt – dies alles wird eingehend betrachtet und beleuchtet.

Auch die Reihenfolge der Spieler ist bei den Umgängen natürlich nicht dem Zufall überlassen – dies zeigt der letzte Aufsatz. Er weist zugleich auf die Probleme hin, die mit einer Abänderung verbunden sind.

Oft werden in den Ansprachen und Aufsätzen zwei Spiele einander gegenübergestellt oder alle drei zusammengeschaute. Hierdurch wird nicht nur das Verständnis erweitert und vertieft, es zeigt sich vielmehr, daß die Spiele zusammen eine »höhere Einheit« bilden.

Man sollte dieses Buch, das auf so vieles aufmerksam macht, vielleicht nicht in einem Zuge durchlesen, sondern es öfters zur Hand nehmen, um bei dem einen oder anderen Motiv zu verweilen. Es entsteht dann ein lebendiges Wechselspiel zwischen dem, was wir beim Lesen erfahren und was dabei als »Gedankenerlebnis« aufleuchtet, und den Bildern der Spiele selbst. Diese innere Aktivität brauchen wir aber immer mehr, damit wir die Oberuferer Weihnachtsspiele in ihrem inneren Reichtum und in ihrer »tiefen spirituellen Geistigkeit« nicht verlieren.

Gisela Frank



Weihnachtsspiel aus der Kalevala

Adolf Fischer: Marjatta – Ein Weihnachtsspiel nach der 50. Rune der Kalevala. DM 15,-. Otones-Verlag, J.H. Havix, Berlin 1997

Durch das Land im Norden, in dem die Sonne AURINKO, die Erde MAA und Singen LAULAA heißt, werden wir auch beschenkt mit einer urwüchsigen, farbenprächtigen Mythologie.

Obwohl Elias Lönnrot das Nationalepos der Finnen, die Kalevala, 1835 herausgab und es von Andreas Schiefner schon 1852 ins Deutsche übertragen wurde, fand es kaum Eingang in die Schulen des mitteleuropäischen Raumes.

Eine Sonderstellung nimmt dabei die 50., letzte, offenbar erst in christlicher Zeit entstandene Rune ein. In ihr ist uns, wie in den Oberuferer Spielen, eine aus bäuerlicher Kultur hervorgegangene Verinnerlichung der Weihnachtsgeschichte anvertraut, die Kinderseelen erreicht. Aber Kinder wollen erleben durch „selber tun“, nicht nur durch Zuschauen oder Zuhören.

Nun hat Adolf Fischer die 50. Rune der Kalevala für seine 5. Klasse zu einem Mar-

jatta-Spiel verdichtet, das dem Bedürfnis nach Verinnerlichung in dieser Altersstufe entgegen kommt und Wegzehrung sein kann auf der gemeinsamen Wanderung zum Weihnachtslicht. Diese, mit den Kindern für die Kinder entstandene Arbeit, wird nun einem weiteren Interessentenkreis zugänglich.

Der Kenner der Kalevala findet am Anfang des Spieles die liebgewordenen Verse wieder, mit denen einst die Laulaja ihren Gesang eröffneten:

»Goldner Freund, mein lieber Bruder,
Teurer, mit mir aufgewachsen!
Komme jetzt, mit mir zu singen,
komme, um mit mir zu sprechen ...«

Auf die Anforderung, welche das Ausgestalten des in vierfüßigen Trochäen dahinfließenden, epischen Sprachstromes in ein Spiel stellt, weist A. Fischer in seinem Vorwort hin: »Trotz aller Dramatik, die jede szenische Darstellung prägt, ist stets zu bedenken, daß hier Bilder dargestellt werden und daß der Text aus einem Lied stammt. Ein ruhiger Erzählfluß sollte also durch das ganze Stück hindurch zu spüren sein.«

Dennoch geht er, bei aller Behutsamkeit gegenüber dem Original des Marjatta-Liedes, mit viel Feingefühl auf die Farbigkeit der dramatischen Sprachbewegung ein: Überall da, wo die drängende Handlung sich dem ruhigen Erzählstrom entgegensetzt, wird auch der trochäische Fluß aufgehalten und der Vers sanft in die jambische Klangfarbe geführt, z.B. bei Pittis Herbergsuche:

Ruotus Weib: Für wen soll dieses Bad
denn sein?

Pitti: Für unsre Marjatta bitt' ich –
so nimmt der Vers die sprechenden Kinder mit in die dramatische Gegenwärtigkeit hinein.

Alte Volksweisheit wird zum kostbaren

Bild im Spiel, wenn sich Marjatta auf die Wanderung durch den Himmelsraum zu Sternen, Mond und Sonne begibt, um ihr Kind zu suchen. Was unseren Schülern durch das Lied »Über Sterne, über Sonne, leise geht Mariens Schritt ...« seit der 1. Klasse vertraut ist, begegnet ihnen hier verwandelt wieder.

Durch dieses Bild wird die Verstoßung des reinen Mädchens durch seine eigenen Eltern in den kosmischen Bezug der Kalevala gehoben, und den Kindern öffnet sich der Sternenraum als zweite Spielebene.

In dem kurzen Auftritt des »Urwortsängers Väinämöinen« im 7. Bild, mit dem das Spiel schließt – ein hoher Anspruch an die Gestaltungskraft eines Fünftkläßlers –, rührt das im Kind Kommende, das »Vierzehntageknäblein«, an das seit Urzeiten Gewordene. Mit Väinämöinens Werdegang begann das finnische Weltgedicht; die Geburt des Gotteskindes wird durch ihn in die Komposition einbezogen:

Das tragische Nichtverstehen Väinämöinens gegenüber dem Neuen, das kommen will, und sein grollender Abschied von der Welt, aber auch sein Vermächtnis an sie, das Saitenspiel, ist der würdige Abschluß der Kalevala und so auch des Spieles von der Geburt des Gotteskindes aus der Kraft der Preiselbeere.

Um sich in die ungewohnte Bilderwelt der Kalevala einzuleben, sind – neben Hinweisen auf vorliegende Übersetzungen mit hilfreichen Einführungen – »Anmerkungen zum Spiel« von A. Fischer beigefügt. Insbesondere ermuntert der Autor dazu, sich doch auf das Sprechen der so fremdartig klingenden Sprache einzulassen, indem er Aussprache-Anleitungen gibt mit dem Hinweis: »Der farbenprächtige Vokalreichtum dieser Sprache ist in keiner Übersetzung wiederzugeben. ... So

sollte doch versucht werden, wenigstens einige der vorgeschlagenen finnischen Textstellen – vor allem das Eingangsglied – einzustudieren. Weitere klangvolle Zeilen sind eingefügt, die – je nach Möglichkeit – benutzt werden können.«

Ergänzt mit zugehörigen, aus dem Finnischen adaptierten Melodien, durchzieht und trägt der Chor (rezitierend und singend) das Spiel mit einem lyrischen Grundton und verbindet die Einzelrollen zu einem Ganzen, zum »Klassenspiel«.

A. Fischer ist mit dem ihm eigenen Einfühlungsvermögen in Andersartiges ein Schülerspiel gelungen, das die Festgestaltung des Jahreskreislaufes in der Waldorfschule mit der Weihnachtsrunne der Kalevala durch Mittun der Kinder bereichert.

Christian Maurer

Neufassung der Oberuferer Weihnachtspiele

Reiner Marks: Die Oberuferer Weihnachtspiele nach Karl Julius Schröer und Rudolf Steiner. Nach alten Quellen revidierte und ergänzte Ausgabe. 130 S., kart. DM 24,- Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1997

Rechtzeitig zum Beginn der diesjährigen Probenzeit für die Weihnachtspiele erscheint im Rudolf Steiner Verlag (Dornach) eine revidierte Neuausgabe der Spiele. Sie bringt den Text, nach dem Rudolf Steiner einstudiert hat, und macht seine Ergänzungen typographisch sichtbar. Vor allem unternimmt sie den Versuch, Rudolf Steiners Forderung zu erfüllen: die »ursprüngliche Fassung« wieder herzustellen. Dazu wurden, angeregt durch die Ausgabe H. Sembdners im Verlag Freies Geistesleben (1977), alle verfügbaren Par-

allel-Spiele zum Vergleich herangezogen und damit die Fehler des Oberuferer Textes korrigiert. Der auf diese Weise revidierte Spieltext ist als Rollenbuch für die Praxis gemeint und wendet sich an alle Spielergruppen, die sich die altbekannten Spiele mit neuem Verständnis erarbeiten wollen. Eine umfangreiche Einleitung beschreibt das Verhältnis der Inszenierungen R. Steiners zu den historischen Aufführungen und erklärt die Entstehung des neuen Textes. Zahlreiche Anmerkungen bringen Erläuterungen, Textvarianten und Begründungen für umfangreichere Texteingriffe. Ein in Kürze erscheinender Folgeband enthält wertvolle Materialien zum Verständnis der Spiele, ihrer Aufführungstraditionen und ihrer geistigen Hintergründe. *Red.*

Grausames Märchen?

Von dem Machandelboom. Ein Bilderbuch von Christiane Lesch nach dem Grimmschen Märchen. Nacherzählt und mit einem Nachwort versehen von Arnica Esterl. 30 S., geb. DM 29,80. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1997

Die Bilderbücher von Christiane Lesch haben einen eigenen Zauber, dem man sich nicht so leicht entziehen kann, so auch dieses neuerdings entstandene über das Märchen vom »Machandelboom«. Dieses Märchen zu illustrieren erfordert ein besonderes Taktgefühl. Man muß immer »im Bild« bleiben können, auf gar keinen Fall jemals ins Realistische abrutschen. Das ist hier zweifellos gelungen. erinnert man sich an die durch die Illustrationen erzeugten Bilder, so erscheint nirgends eine Schlachteszene. Dominierend ist lebendiges Grün, und am ein-

drücklichsten bleibt der wunderbare, alles umfassende goldene Vogel. So kann dieses Buch unter anderem sicher auch den Zweck erfüllen, erwachsenen Menschen gerade dieses umstrittene Märchen näher zu bringen.

Umstritten ist es, weil es ein Musterbeispiel ist für die »Grausamkeit« der Märchen. Was dem Knaben in »Fundevogel« nur angedroht wird, wird hier ausgeführt: Er wird in Stücke gehackt, gekocht und gegessen. Nun ist das ja eindeutig ein sehr altes mythologisches Motiv.¹ Wir finden es bei Osiris, bei Orpheus, vor allem aber bei Dionysos: Dionysos Zagreus, der ältere, wird von den Titanen in sieben Stücke geschnitten, gekocht und verspeist. Nur sein Herz wird von Athene dem Vater Zeus zurückgebracht, der daraus den Liebestrank für Semele bereitet, die dann Mutter des jüngeren Dionysos wird.

Man kann diesen Mythos auch ansehen als eine Vorschau auf das Christus-Ereignis: den Opfertod auf Golgatha und die Auferstehung.

Es sind große, gewaltige, bedeutsame Bilder, die eine Kindesseele tief befruchten können. Das einzige Problem scheint mir zu sein: Wem erzählt man dieses Märchen, wann und wie?

Es ist kein Märchen, das man nebenbei zur Unterhaltung erzählen kann, etwa Sonntagmorgens im Bett oder beim Spazierengehen. Es braucht eine besondere, eine feierliche Situation. Bei uns wurde es am Karfreitag erzählt. Es ist passend für Kinder, die auch sonst mit Märchen leben und voll im bildschaffenden Märchenalter sind, nicht zu alt (maximal 6 bis 7 Jahre). Wichtig ist, daß der vermittelnde Erwach-

¹ Siehe *Schamanentum und Zaubermärchen*. Hrsg. Heino Gehrts, Kassel 1986. Beitrag von Almut Bockemühl: *Initiation und Christentum. Das Märchen vom Machandelboom*

sene völlig angstfrei und im Bewußtsein der Bedeutsamkeit dieser Bilder erzählt. Es ist aber ein ausgesprochenes Kindermärchen, endet es doch mit der Rückkehr ins Vaterhaus.

Das Märchen ist durch den Maler Philipp Otto Runge plattdeutsch überliefert und hat auf komplizierten Wegen Eingang in die Sammlung der Brüder Grimm gefunden. Es stammt in dieser Form sicher nicht von einem alten Volkserzähler. Insbesondere die Schilderung des Jahreslaufs vom Frühling über den Sommer in den Herbst ist eine Zutat von Runge. Aber so, wie es sich darbietet, ist es ein poetisches Kleinod.

Diesen Text hat Arnica Esterl ins Hochdeutsche übertragen, ein mutiges Unternehmen, denn es ist ebenso schwierig wie die Übersetzung eines Gedichtes in eine andere Sprache. Da sie Holländerin ist, dürfte ihr die niederdeutsche Mundart nicht allzu ferne liegen, aber gerade deshalb meinte sie wohl, die Übertragung »so hoch wie möglich« machen zu müssen. Das wirkt dann recht nüchtern, trocken und vernünftig, und demjenigen, der den Originaltext im Ohr hat, schnürt sich manchmal das Herz zusammen. Entschieden schöner wäre es gewesen, dichter am Grimmschen Text zu bleiben. Am Schluß war ich aber über eine Wendung sehr positiv überrascht. Es heißt, wie der Mühlstein der bösen Stiefmutter auf den Kopf fiel: »dat se ganz tomatscht wurr«. Dies ins Hochdeutsche zu bringen, ist ein echtes Problem, das klanglich und inhaltlich sehr gut gelöst wurde durch die Wendung: er »zermalmte« sie.

Die Erzählung ist zugleich ein Mythos, ein Märchen und eine Dichtung. Mythos und Märchen wurden korrekt behandelt, die Dichtung aber ist zu kurz gekommen.

Almut Bockemühl

Die Konfetti-Generation

Horst W. Opaschowski: Die multimediale Zukunft. Analysen und Prognosen. Eine Studie unter Mitarbeit von Rainer Stubenvoll. Hrsg. vom Freizeit-Forschungsinstitut der British American Tobacco. 87 S., kart. Schutzgebühr 39,-, Hamburg 1997

»Die Multimedia-Welt ist in aller Munde, aber viele kommen nicht mehr mit.« Zu dieser Einschätzung kommt das Freizeit-Forschungsinstitut der British American Tobacco (BAT) in Hamburg in seiner jüngst vorgelegten Studie: »Die multimediale Zukunft«. In aktualisierter Form werden repräsentative Medienanalysen aus den vergangenen Jahren zusammengefaßt veröffentlicht; die jüngsten Ergebnisse stammen aus Umfragen zur Medienutzung der Deutschen vom Anfang dieses Jahres. Und alles in allem sind die Resultate dazu angetan, das Verhältnis zu den elektronischen Medien neu zu betrachten.

Nach einem kurzen Rückblick auf die »gute alte Fernsehzeit« wird die neue Medienwirklichkeit darauf untersucht, welche Rolle das Fernsehen heute für die Mehrheit der Bevölkerung spielt. Die Forscher haben eine Trendwende festgestellt: Fernsehen pur ist passé, TV als Beiprogramm ist angesagt. Nur noch rund ein Drittel der Befragten (36 Prozent) gibt 1997 an, sich voll auf das Fernsehprogramm zu konzentrieren, 1991 waren es noch 44 Prozent.

Lediglich Rentner und Alleinstehende schauen noch fern ohne Nebenbeschäftigung. 83 Prozent der Zuschauer verhalten sich wie Aussteiger auf Zeit, die sich nach Feierabend nicht mehr unnötig konzentrieren wollen. »Die Kluft zwischen der

Einschaltquote der Geräte und der Abschaltquote der Zuschauer zwingt die traditionelle Fernsehforschung, nach neuen Erklärungen zu suchen.« Da dieses Phänomen der heimlichen Abschaltquoten bei allen Arten von Fernsehsendungen auszumachen ist, scheint es als ein Abwehrmechanismus gegen die permanente Reizüberflutung zu wirken; das ewige Umschalten (Hopping oder Zapping) wird als Ausdruck der Hektik unserer Zeit gewertet. Die Autoren haben eine »TV-Verflachungsspirale« ausgemacht: Die Fernsehsendungen werden sich immer ähnlicher, weil sich die Sender auf der Jagd nach Einschaltquoten gegenseitig imitieren und kopieren; die Zuschauer steigen nicht verärgert auf die Barrikaden, sondern auf flachere Programme um. Nur die oberen Bildungsschichten entziehen sich diesem »Fahrstuhleffekt«: 37 Prozent gestalten den Feierabend fernsehfrei.

Die multimediale Zukunft wird von seiten der Anbieter in rosigen Farben gemalt, und auch Wirtschaft und Politik setzen für die Zukunftsentwicklung z. T. nahezu euphorisch auf die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien. Doch den übersteigerten Erwartungen setzen die Autoren eher nüchterne Überlegungen entgegen: Computer »sind nicht das Leben selbst. Multimedia schaffen zusätzliche Gestaltungsmöglichkeiten, ... aber sie sind kein Ersatz für Lebenslust und Erlebnishunger.«

Die wachsenden technologischen Möglichkeiten machen den meisten Menschen eher Angst; fast die Hälfte der Bevölkerung fühlt sich von der Medienflut bedroht und förmlich überrollt. Eine knappe Mehrheit ist davon überzeugt, daß das Zusammenwachsen von Computer, Telefon und Fernseher die Einsamkeit vor den Apparaten fördert; doch im Vergleich der

vergangenen zwei Jahre zeigt sich, daß die Angst vor dem Multimedia-Zeitalter langsam zurückgeht, die Zahl der Gegner abnimmt und die Angst vor der Vereinsamung sinkt: Die Anzeichen für eine »Mediaphobie« lassen nach. Besonders die Jüngeren schätzen die Multimedia-Möglichkeiten für ihre Privatsphäre deutlich positiver ein als die Älteren: Gut ein Drittel der Jugendlichen hegt die Hoffnung, daß dadurch das Privatleben bereichert wird, die neuen Technologien das Leben angenehmer und leichter machen und auch neue Arbeitsplätze geschaffen werden.

Im vierten und fünften Abschnitt stehen pädagogische Fragen im Mittelpunkt.

Der amerikanische Ökonom Edward Luttwak hat 1995 den »Turbo-Kapitalismus« diagnostiziert: die außerordentliche Geschwindigkeit der gesellschaftlichen Veränderung als Folge der Globalisierung der Wirtschaft. Immer mehr Menschen können mit diesem Tempo nicht mehr mithalten, sie resignieren oder verweigern sich dem permanenten Wandel. Nicht aber die junge Generation: Sie will alles sehen, hören und erleben und nichts verpassen. Sie sieht genauso viel fern und hört genauso viel Radio, sieht aber zusätzlich doppelt so viel Videos, hört CDs und Musikkassetten und liest Bücher. Hinzu kommt der Computer und Videospiele. In die freie Zeit der jungen Generation werden nicht andere, sondern mehr Aktivitäten hineingepackt. Die BAT-Forscher sprechen deshalb von einer Konfetti-Generation: Die Eindrücke werden bruchstückhaft und oberflächlich, selbst das Außergewöhnliche bekommt den Charakter des Vorübergehenden. Die neue Kultur bringt eine neue Medien-Generation hervor: die Kurzzeit-Konzentrations-Kinder (KKK): In der Zuviel-isation »kann sich das Kind

gegen das Zuviel der Reize wehren, indem es nur noch das wahrnimmt, was ihm persönlich wichtig erscheint. Alles Unwichtige wird ausgeblendet, und für Lang-Atmiges bleibt einfach keine Zeit.« Wenn auch die Bewertung dieses Phänomens noch umstritten ist, so befürchten die Forscher für die Zukunft, daß auch unsere Kultur sich zu einer Kurzzeit-Konzentrations-Kultur entwickeln wird: Immer mehr Bildern und Informationen in den Medien entspricht dann vielleicht im Kindesalter ständig wechselndes Spielzeug, später ein ständig wechselnder Freundeskreis, ständig wechselnde Partner im Erwachsenenalter; Dauer und Intensität spielen keine Rolle mehr.

Gut ein Viertel der Bevölkerung in Deutschland ist mittlerweile davon überzeugt, daß die elektronischen Medien die Kindesentwicklung mehr beeinflussen als Schule und Elternhaus; jeder dritte Jugendliche sieht dies ebenso.

Neuere Untersuchungen weisen eine dramatische Zunahme von Sprachauffälligkeiten bei Kindern nach; zwischen 1988 und 1992 wurde z.B. in verschiedenen Kindergärten in Mainz festgestellt, daß mindestens 25 Prozent aller dreieinhalb- bis vierjährigen deutschsprachigen Kinder Sprachentwicklungsstörungen aufwiesen. Der wachsende Einfluß der elektronischen Welt gilt als eine Ursache, denn der Fernseher enthält keine Aufforderung zu sprechen, zu handeln oder zu denken. Mehrstündiger Medienkonsum kann Aggressionen auslösen. Die junge Generation wehrt sich gegen die ständige Reizüberflutung, indem sie ihre innere Unruhe als Aggressivität abreagiert. Nervosität, Kopfschmerzen und Schlafstörungen sind ebenfalls Folgen, unter denen die Medien-Kids leiden. Einen Ausweg aus den ständigen optischen und akustischen

Reizen bieten dann vielleicht extreme Bewegungsempfindungen: Bungee-Springen, Autorennen, Extrem- und Risikosportarten bringen neue Bewegungsgefühle.

Bei der Frage nach einer alternativen und zukunftsorientierten Medienpädagogik tun sich auch die BAT-Forscher schwer: Schlüsselfragen sind leicht gestellt, was nicht sein darf, schnell umrissen. »Es ist sicher nicht einfach, attraktive Alternativen zum Fernsehkonsum für Kinder zu entwickeln.« Aber immerhin: Multimedia darf »das lebensnotwendige Spiel der Kinder auch nicht verdrängen«. Schwierig dürfte die Fragestellung auch zu beantworten sein aufgrund des bereits zuvor erkannten Dilemmas, daß für Erwachsene in Zukunft Medienkompetenz im Beruf und Privatleben immer wichtiger wird, gleichzeitig aber die kommunikative Kompetenz in der Kindheit durch übermäßigen Medienkonsum gestört wird. Deshalb muß die Sinnesüberreizung durch die Medienflut bei Kindern verhindert werden. »Eine Anleitung zu weniger Medienkonsum kann die wirksamste Medienerziehung sein.« und »Wer sein Leben nicht durch Medien beherrschen und reglementieren läßt, beweist die größte Medienkompetenz.«

Zum Schluß wird noch einmal die zukünftige Entwicklung der Medien zusammenfassend eingeschätzt: Alles spricht dafür, daß das 21. Jahrhundert eher ein Erlebnis-Zeitalter auf den Freizeit- und Ferienstraßen als ein Multimedia-Zeitalter auf der Datenautobahn sein wird.

Die informative und datenreiche »Grundlagenstudie zur Zukunftsforschung« trägt dazu bei, ein realistisches Bild der Bedeutung der neuen Medien in unserer Gesellschaft zu gewinnen. Sie zeigt aber auch unmißverständlich auf, daß es einer diffe-

renzierten Medienpädagogik bedarf, wollen wir uns auf die Herausforderungen der Zukunft adäquat vorbereiten. Auch Waldorfpädagogik darf sich dieser Diskussion nicht versagen, muß auf diese Fragen differenzierte Antworten geben. Sie kann dies vielleicht eher, da in ihrem Ansatz die Erziehung des Kindes aus seinen Entwicklungsgesetzen und einem spirituellen Menschenbild abgeleitet wird und sich als künstlerisch-schöpferische Erziehungsmethode versteht, die nicht nur modernistischen oder technischen Entwicklungen hinterherläuft – oder Vor-schub leistet. *Susanne Pühler*

Schulreform in den USA

Die Diskussion über Autonomie im Schulwesen hat in den letzten Jahren in der BRD eine erstaunliche Intensivierung erfahren. Fast hat man das Gefühl, im staatlichen Schulwesen sei inzwischen in diesem Punkt mehr in Bewegung als in den Reformschulen in freier Trägerschaft, die noch vor gar nicht so langer Zeit mit ihren Impulsen für mehr Eigenverantwortung der Schulen und der Lehrer ziemlich allein dastanden.

Einen aufschlußreichen Einblick in den Stand der Dinge angesichts dieser Dynamik gibt ein Schwerpunktheft der renommierten Zeitschrift »Bildung und Erziehung« (50. Jg., Heft 2/Juni 1997, Böhlau Verlag): »Schulreform und Schulautonomie in den USA«. Einer der beiden Herausgeber, Prof. Christian Rittelmeyer (Göttingen), berichtet einleitend über den aktuellen Stand der Diskussion in Europa und in den USA. Fünf kompakte Artikel über die amerikanischen Praxiserfahrungen schließen sich an. Man erfährt das

Neueste über die laufenden Experimente mit »Magnet«- und »Charter Schools«, über die Niederlage von Schulfinanzierung durch Gutscheine (»Voucher«) in South-Carolina, über eine interessante Partnerschaft von Universität und Schule (»Chelsea-Projekt«). Das Pro und Kontra lokaler Schulautonomie wird erörtert. *Heinz-Dieter Meyer* schreibt dazu: »Ein Großteil der Reformdiskussion zielt ... darauf ab, Instrumente und Modelle zu entwickeln, die an die Stelle der Lokalgemeinde eine virtuelle Gemeinde von religiös, weltanschaulich, bildungsphilosophisch oder in anderer Hinsicht gleichgesinnten Eltern und/oder Lehrern setzen und dieser erlauben, ohne finanzielle Nachteile ihre eigene Schule zu betreiben. Für den zugrundeliegenden Gedanken, daß unter den Bedingungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts die ideologische und soziale Kohäsion und Kohärenz, die die frühen amerikanischen Lokalgemeinden auszeichnete, nicht mehr auf lokaler, sondern nurmehr auf Basis von »value communities« (Glenn 1994) zu finden sei, spricht vieles« (S. 148 f.).

Den waldorfpädagogisch interessierten Leser wird freuen, daß er in Rittelmeyers umfassender Literaturliste mehr als ein Dutzend Namen findet, die ihm aus den Aktivitäten des Europäischen Forums für Freiheit im Bildungswesen (E/F/F/E) gut bekannt sind. Im Anhang rezensiert Rittelmeyer mit spürbarem Wohlwollen drei waldorfpädagogisch orientierte Werke über phänomenologische Naturbetrachtung in der Schule. *Johannes Kiersch*

Ein Stück über Brigid

»Brigid, Keltische Göttin und Heilige«. *Dramatische Bilder, zusammengestellt für Eurythmie von Astrid Bäßler. Musik: Christian Giersch, Choreographie: Kjell-Johan, Regie: Marc Vereeck. Freie Projektbühne BRIGID e.V. Stuttgart, Payerstr. 10, 70184 Stuttgart*

In der keltischen Mythologie ist Brigid als Frau höher geachtet als die vielen männlichen Götter. Die Göttin Brigid kann mit Demeter und Sophia verglichen werden, die gleichnamige Nonne und Heilige aber, die Bischöfin und Äbtissin des Klosters Kildare in Irland (5./6. Jh.), ist als Hüterin des ewigen Feuers berühmt. Über Hunderte von Jahren pflegten die Nonnen die Flammen der Brigid. Es werden viele Wundertaten von ihr berichtet, Nahrungsvermehrungen, Milchreichtum, die Heilung von Kranken, besonders Aussätzigen, und ihre friedensstiftende Tätigkeit.

Im Sommer dieses Jahres spielte die Projektbühne »Brigid« im Stuttgarter Raum, und der Erfolg läßt eine weite Verbreitung des Stückes erhoffen. In dieser Aufführung wird der Bogen von der Göttin zu dem jungen Mädchen Brigid auf Iona gespannt, die das Jesuskind in ihren Armen wiegte und ihm die gälischen Lieder vorsang. (Auf diese Legende beriefen sich die Druiden und begründeten so ihr Wissen von der Geburt des Sonnengottes Hesu auf Erden.) Schließlich weiter zur historisch beglaubigten Nonne Brigid, die als Frau zum Bischof geweiht wird.

Viele Dokumente sind verschüttet oder verfälscht worden, geblieben sind die alten Lieder und Gebete, die in der »Carmina Gadelica« gesammelt wurden. (erschienen bei Floris Books, Edinburgh).

Das Brigid-Spiel spricht nicht nur Erwachsene an, es kann auch in der Oberstufe aufgeführt werden und wird einen Beitrag zum Verständnis der Geschichte Irlands leisten. *Sibylle Alexander*

Neue Literatur

Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart:

Maria Hensel: Mein Flickmax. Zahlr. Illustrationen, 87 S., geb. DM 22,-

Janni Howker: Der Dachs auf dem Hausboot und andere Erzählungen. 237 S., kart. DM 16,80

Christiane Lesch: Das blaue Licht. Ein Märchen der Brüder Grimm. Zahlr. farb. Bilder, 29 S., geb. DM 29,80

Christoph Lindenberg: Rudolf Steiner. 1861 – 1925. Eine Biographie. 2 Bände. 1025 S., geb. DM 148,- (bis 31.3.98); dann DM 168,-

George MacDonald: Die Prinzessin und Curdie. 30 Illustrationen, 209 S., geb. DM 28,-

Inge Ott: Im Schatten des goldenen Adlers. Ein Junge auf Napoleons Spuren. 243 S., geb. DM 29,80

Magdalene Siegloch: Eurythmie. Eine Einführung. 160 S., kart. DM 16,80

Verlag Urachhaus, Stuttgart:

Nicole Boumaâza: Fremd zwischen zwei Welten. 157 S., geb. DM 26,-

Cornelia Haendler: Silja und die drei Zauberworte. Bilderbuch, 26 S., geb. DM 28,-

Kolet Janssen: Joseph Haydn. Vom Chorknaben zum berühmten Komponisten. 137 S., geb. DM 24,80

Eva-Maria Ott-Heidmann: Vom Morgen zum Abend. Bilderbuch, 10 Pappseiten, DM 19,80

Werner Perrey: Sternbilder und ihre Legenden. 174 S., geb. DM 38,-

Jane Ray: Hänsel und Gretel – nach den ältesten Erzählweisen der Brüder Grimm. 32 S., illustriert von Jane Ray, geb. DM 26,-

Roger H. Schoemans: Dealerjagd. 143 S., geb. DM 26,-

Jakob Streit: Die heilige Odilie. Durch Finsternis zum Licht. Zeichnungen von Martina Müller. 62 S., geb. DM 26,-

Jelle van der Meulen: Mittendrin. Anthroposophie hier und jetzt. 318 S., kart. DM 36,-